

Das Deutsche Theater kann auf seine Vorstellungen moderner Stücke in diesem Jahre stolz sein. Es waren fast durchwegs Musterleistungen.

Berlin.

Fritz Stahl.

Das grobe Hemd.

(Volksstück in vier Acten von C. Karlweis Zum ersten Mal aufgeführt im Deutschen Volkstheater am 1. Februar 1897.)

Mit seinem neuen Stücke, dem „groben Hemd“, hat Karlweis alle Erwartungen übertroffen; der beste Freund hätte ihm das nicht zugebraut. Man war auf eine seiner angenehmen, leutseligen Poffen gefaßt, die sich an die gute Tradition halten, aber doch durch manche Anspielung auf Heutiges mit den alten Mitteln neu zu wirken wissen. Das ist bisher seine Art gewesen: im „kleinen Mann“, in den „goldenen Herzen“ hat er sich an die Schablone des alten Wiener Volksstückes gehalten; diese hat seinen kecken Ton gelindert, wenn er behaglich heutige Leute und heutige Dinge mehr neckte als verspottete, auf unsere Wiener Weise alles „frozselnd“. In seinem neuen Stücke ist er aus der Schablone entsprungen. Es ist durch drei Acte die Wiener Komödie von heute, die wir uns so oft gewünscht haben; sieht er dann im vierten lächelnd nach der verlassenen Tradition zurück, um ihr zum Abschied noch ein höfliches Compliment zu machen, nun, so können wir das ohne Verdruss geschehen lassen.

Man liebt es bei uns, den Leuten Beinamen zu geben. Ueber-schwenglich hat man Karlweis schon den Wiener Aristophanes genannt, da doch seine gutmüthige und herzliche Art nichts von der Erbitterung des wilden Griechen hat. Dann ist er mit Nestroy verglichen worden: von ihm hat er ja viel gelernt, seiner Technik folgt er gern; weicher, inniger und von einer lieben, beinahe weiblichen Anmuth, die diesem cyniker fehlte, hat er es mit ihm gemein, die Gegenwart wie ein Historiker anzuschauen und im alten Treiben der einzelnen die neuen Typen aufzufinden. Aber da meldet sich noch ein anderer Name und eine immer raifonnierende, gern raunzende Gestalt, jedem Wiener theuer, tritt herbei: unser Bauernfeld. Laube hat einmal über Bauernfeld geschrieben: „Jedenfalls ist es für die Theaterdirection ein Glück, wenn in ihrer Stadt ein producierendes Talent sich entwickelt, welches in gebildeter Weise und außerhalb der alltäglichen Routine die neuen Lebens-elemente der Stadt dramatisirt“. Dies kann Karlweis in der schönsten Weise. Er hat es uns immer angedeutet, aber noch niemals ist es ihm so gelungen. Das „grobe Hemd“ darf sich neben den besten Bauernfeld stellen. Es führt uns einen Typus vor, der nicht nur neu und eben erst bei uns aufgegangen ist, sondern der jetzt das ganze Wienerthum beherrscht.

Es bringt diesen Typus in seiner einfachsten Gestalt: als den reichen jungen Herrn, der socialistisch thut. Jeder kennt diese Figur, in den „besseren Familien“ begegnen wir ihr täglich, und es gibt ja schon bald keinen Millionär mehr, dem nicht in seinem Hause von dem „jungen Herrn“ socialistische Vorlesungen gehalten würden. Dieser junge Herr ist sehr elegant, weiß die theuersten Cravatten auf das raffinierteste zu binden, hält ein „süßes Mädel“ aus, darf bei keiner Premiere fehlen, fährt im Fiaker und legt doch eine tiefe Melancholie über die Ungerechtigkeit der socialen Ordnung nicht ab. Er imponiert dem guten Wiener sehr, der es rührend findet, daß ein Hausherrnsohn so viel Gefühl für die armen Leute hat. Die ganze Familie ist stolz auf ihn, manchmal citirt er sogar Marx und Lassalle. Uebrigens macht er alle Sitten und Gewohnheiten der „Ausbeuter“ mit: er darf das ja, weil er sich bewußt ist, innerlich mit ihnen fertig zu sein; da er den Luxus verachtet, kann er ihn ruhigen Gewissens genießen. Für alle Fälle hat er immer den „socialen Hintergrund“ bei sich und in Erwartung der Dinge, die da „umschlagen“ werden, steht man ihn, stets sehr feierlich und die gemeinen Leute verachtend, die noch gar nichts ahnen, einem „Führer“ libizzen. Ist es sehr spät geworden, so darf er den „Führer“ nachhause begleiten, der vertraulich sogar „Genosse“ zu ihm sagt; das ist dann sein schönster Moment.

So sieht dieser Typus in Politischen aus. Aber er kommt auch sonst vor. Da gibt es brave Jünglinge aus kleinen Familien, gut bürgerlich erzogen, strenge gehalten, die als Studenten Stunden geben müssen und die Noth kennen. Aber sie haben gehört, daß gewisse Dichter, blasirt, verwöhnt und müde, die empfindlichsten Nerven haben, die nur die zartesten Nuancen gelten lassen; nur die fremdesten Gerüche, sehr seltene Blumen von suggestiver Annatur dürfen auf sie wirken. Nun glauben die braven Jünglinge es ihrer Bildung schuldig zu sein, daß sie dem Geschmack solcher Dichter folgen: sie dresfieren sich in ihrer Kammer auf „Sensationen“ und man wird gewahr, daß sie die Namen aller Parfums auswendig wissen und in ihr Jaquet vom Nothberger Orchideen oder grüne Nelken stecken. Es ist derselbe Typus, nur auf der anderen Seite. Der reiche Schöllhofer — Schöllhofer hat Karlweis den Typus getauft — geht als Salon-Socialist herum; wäre er arm geboren, so würde er für Baudelaire schwärmen und seine kleine Näherin als wilde, schillernde Sphinx besingen.

Oder noch ein anderer Fall. Wir haben jetzt einige Naturen unter uns, die mit Leidenschaft begehren, den Sinn des Lebens zu vernehmen und sich das Treiben der Welt zu deuten. Sie sind unfähig, sich beim Schein der Dinge zu beruhigen; sie möchten wissen, was hinter den Dingen ist: sie möchten, wie sie es katholisch nennen, „Gott von Angesicht anschauen

dürfen.“ Es drängt sie, eines auf das andere zu beziehen, sie wollen fühlen, was das einzelne im ganzen bedeuten soll, und so laufen sie ungeduldig wie im Fieber durch das Leben, jedes Portal und jede Laterne fragend, wozu sie denn eigentlich da sind. Man bewundert sie, weil eine herrliche Begierde, die Pflicht des Menschen zu erkennen und dem Leben gerecht zu werden, eine tiefe moralische Angst, etwas zu vermessen, in ihnen ist. Aber da kommen andere, die die Dinge immer wörtlich genommen haben, in ihrem Schein zufrieden waren und nur jetzt auf einmal meinen, daß es doch dazu gehört, auch diese Mode anzunehmen, und geschwind fangen sie an, im Kaffeehaus das Leben zu deuten und schämen sich nicht, die heiligsten Worte in ihre banalen Gespräche zu ziehen. Es ist wirklich schon so weit gekommen, daß man ernste Dinge nur noch bei sich zuhause betrachten darf, nachdem man fest die Läden verschlossen hat; sonst fliegen Worte, die einem theuer sind, gleich zum Fenster hinaus, werden von den Neugierigen herabgeschossen und die Schöllhofers tragen dann den ausgestopften Balg im Triumph durch alle Straßen.

Wollen wir das Schlechte unserer Zeit vertilgen, so müssen wir zuerst verlangen, daß der Mensch nichts thue oder sage, was er nicht aus sich selbst hat. Wer einem anderen seine Worte oder seine Gebarden wegnimmt, ist ein Dieb und soll so behandelt werden. Der Commis, der sich duellieren will, der Banquier, der die Künste beschützt, und der junge Herr, der mit der Revolution spielt, alle diese Schöllhofers sind Diebe, weil sie von fremden Gefühlen leben, die ihnen nicht gehören. Können wir sie schon nicht einsperren lassen, so wollen wir sie doch so lächerlich machen, daß sie sich nicht mehr auf die Gasse trauen. Eine Cultur ist nicht möglich, bevor nicht erst unter den Menschen wieder Ordnung geworden ist. Eines schießt sich nicht für alle. Jeder sei, was er ist: der Bauer sei fromm, der Arbeiter mag revoltieren und der Reiche trachte freudig, seines Reichthums würdig zu werden. Das ist die gute Lehre, die uns Karlweis in seiner wienerisch zutraulichen, unter Gelächter moralisirenden, unpathetischen Weise gibt.

Das heitere Stück wird im Deutschen Volkstheater sehr angenehm gespielt. Jede leise Nuance hat eine kluge Regie mit zärtlichen Fingern aufgehoben. Den alten Schöllhofer gibt Herr Tyrolt; nie ist er einfacher, nie mächtiger gewesen: mit kleinen Worten weiß er die größten Wirkungen zu treffen. In seiner schlichten und redlichen Weise steht Martinekli neben ihm. Herr Weiß, Herr Ammon, Frau Martinelli, Fräulein Metty und Fräulein Glöckner secundieren gut. Den jungen Schöllhofer soll Herr Giampietro spielen, aber dieser anmutige, früher so verständige Schauspieler hat sich seit den „Kameraden“ einen unheimlich parodistischen Ton angewöhnt, der sein schönes Talent um jede Wirkung bringt.

Sermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Der Statthalter Graf Kielmansegg, der sich ja seit dem 24. April 1896 so glücklich zum berufenen Dolmetsch der ehemals „unberufenen“ Antisemiten entwickelt, hat treffend wie immer den ganzen Kärr um die provisorischen Lehrer ein „Missverständnis“ genannt. Natürlich, alles ist nur Missverständnis! Die antisemitische Action betreffs der provisorischen Lehrer ist nicht ein Beweis der Lehrerfeindlichkeit, sondern geradezu der Lehrerfreundlichkeit unserer, außerhalb der Regierungskreise, noch immer so arg verkommenen Antisemiten. Sie ist offenbar, richtig verstanden, nur ein Mittel gewesen, um, ohne Inanspruchnahme des gemeindlichen Geldsäckels, über achthundert provisorischen Lehrern an einem Tage die Wohlthat der Anstellung und erhöhter Bezüge zu gewähren. Um das kostenlos bewerkstelligen zu können, mußten freilich die achthundert Lehrer vorher an einem Tage allefammt entlassen und der Gehaltstarif herabgesetzt werden, was die Betroffenen in großen Schreck versetzte. Aber Alles war nur Missverständnis. Zum Schluss sind doch von den Antisemiten achthundert Lehrer mit einem Schlage angestellt, der Gehaltstarif aufgebeffert worden. Derartiges hat auch die lehrerfreundlichste liberale Majorität nie zustande gebracht. Heil dem Grafen Kielmansegg, der dieses „Missverständnis“ so glücklich aufgeklärt hat.

*

Gelegentlich der Lehrer-Affaire hat sich auch gezeigt, daß in der segensreichen Aera Badeni das schwierige Problem der Staats-sprache ganz unbemerkt thatsächlich eine durchaus befriedigende Lösung gefunden hat. Die amtlichen Mittheilungen nämlich, welche in jener Woche erschienen, vom Erlass des Bezirksschulrathes angefangen bis zu dem des Statthalters Grafen Kielmansegg, sind in jenem Bureaukraten-Deutsch verfaßt, welches sich vom Literatur-Deutsch bereits soweit entfernt hat, daß es ein einfacher Deutscher ebensowenig verstehen kann als ein einfacher Czeche. Dieser Amtsstil ist sozusagen die über allen Nationalitäten stehende, eigentlich österreichische Sprache — eine besondere Kunstsprache, die, als österreichisches Bolkspök, die wirkliche Staatsprache dieses Reiches bildet. Es fehlt nur noch, daß man diesen thatsächlichen Zustand auch gesetzlich sanctioniert. Man erlasse ein Gesetz, dessen § 1 den wenigen Beamten, die der guten deutschen Sprache in Wort und Schrift etwa noch mächtig sein sollten, den amtlichen Gebrauch derselben, unter Androhung schwerer Strafen, verbietet. Im § 2 ordne man an, daß alle Beamten im Bureaukratenjargon amtieren müssen; im § 3, daß alle Bewerber um Amtsstellen eine Prüfung in dieser, von der österreichischen Bureaukratie erfundenen Sprache ablegen müssen, und im § 4